Nr. 204. Donnerstag. Dresden, 25. Juli 1901. 80000 Abonnenten.

Neueste Nachrichten

Unabhängiges Organ.
Gelesenste Tageszeitung Sachsens.

Redaction und Hauptgeschäftsstelle: Pillnitzerstr. 49.
Fernsprecher: Redaction Amt I Nr. 3807, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Anzeigenpreis: Die einspalt. Colonel-Zeile für Dresden und Umgebung 20 Pf. (Familienteile 25 Pf.), für auswärts 25 Pf. Bevorzugte Inserate erhöhte Preise. Die zweispalt. Reclame-Zeile 50 Pf., auswärts 50 Pf. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen wird aus technischen Gründen nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich ... Pf. ohne „Illustr. Blätter“. Für Dresden monatlich ... Pf. inkl. „Illustr. Blätter“. Für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich ... mit „Illustr. Blätter“ 3.72 K. Postzeitungsnummer: Deutschland, ohne „Illustr. Blätter“ ..., mit ...; Oesterreich, ohne „Illustr. Bl.“ ..., mit desgl. ...

Abonnements und Inserate: Pillnitzerstr. 49, Marienstraße 28: H. Wagner. Postplatz: ... Schneider. Wallstraße 11: Otto Jäger. Altmarkt: ... Strehlenerstr. 19: ... Wienerstr., Ecke Pragerstr.: ... Grunaerstr. 16: Johann ... Glacisstr. 16: ... Pfotenhauerstr. 46: ... Kaiserstr. 3: ... Hauptstr. 19: ... Kurfürstenstr. 21: Oscar ... Bautzner Straße 43: ... Oppellstr. 21: ... Königsbrückerstr. 54: ... und alle Annoncen-Bureaux.

Strohhüte für Herren, Mädchen, Knaben. — Hut-Fabrik H. Marsal, Scheffelstrasse 34, Ecke Wallstrasse. 11101 — Chapeaux claques-Cylinder Filzhüte.

Diese Nummer umfaßt 14 Seiten mit 1 Beilage. Roman siehe Beilage. Bunte Chronik und Sport Seite 10. Wohnungs-Anzeiger Seite 6.

Die Wohnungsnoth.

I.

Wenn etwas die Unhaltbarkeit unserer socialen und wirthschaftlichen Zustände, wie sie sich in der Epoche des freien Spieles der Kräfte entwickelt haben, beweisen kann, so dürfte das durch die herrschende Wohnungsnoth geschehen. Es ist der Zeit der größten Triumphe des Menschengeistes vorbehalten geblieben, eine der allernothwendigsten Vorbedingungen für ein menschenwürdiges Dasein, die Gewährung eines Obdaches, auf das Ungeheuerlichste zu erschweren. Um das ganz Selbstverständliche, das man auch dem Verbrecher nicht versagen kann, um ein menschenwürdiges Obdach, kämpft der moderne Culturmensch nicht nur einen verzweifelten, sondern vielfach auch einen vergeblichen Kampf. Das ist gewiß eine recht merkwürdige Illustration zu unserer so hochgerühmten Culturepoche.

Die Ursachen für diese sehr bedauerliche, weil folgenschwere Erscheinung sind mannigfaltige. Durch das starke Anwachsen der Bevölkerungsziffer steigerte sich naturgemäß der Bedarf an Wohnungen. Dieser stetig wachsende Bedarf verlockte zu einer speculativen Fructificirung der Wohnungsfrage, was unter den herrschenden Bodenbesitzverhältnissen ja auch leicht durchführbar war. Der Grund und Boden, meist in Privatbesitz, wurde sehr bald der Gegenstand wahrhaft ungeheuerlicher Speculationen, sodaß der Preis der Baustellen besonders in den Großstädten in das Fabelhafte stieg. Anstatt daß Staat und Gemeinden, insonderheit die Städte, jede Gelegenheit wahrgenommen hätten, ihren Besitzstand an Grund und Boden zu erweitern, veräußerten sie, gelockt durch hohe Preise der Bodenspeculanten, auch das noch, was sie aus alter Zeit, z. B. an Allmendenland besaßen. Wo aus solchem Land Baustellen wurden, wanderte es oft erst durch eine Reihe von Besitzern, deren jeder sein Schäfchen nach Möglichkeit zu scheeren verstand. Als nun dank der rapiden Ausbreitung der Städte, besonders der größeren, der Grund und Boden endlich bebaut werden mußte, da hatte er durch die Speculation einen Preis erzielt, dem gegenüber der ursprünglich auch schon für hoch gehaltene Preis ein geradezu lächerlich geringer war. So ist es gekommen, daß heute Gemeinwesen mit noch umfangreichem Besitz an Grund und Boden in einem wahrhaft beneidenswerthen Zustand sich befinden.

In der fast gänzlichen Auslieferung des Grund und Bodens in den Privatbesitz liegt nicht nur eine der vornehmsten Quellen der Wohnungsnoth, sondern der Noth unserer Zeit überhaupt; wir sind ihr machtlos dem Speculantenthum auf Gnade und Ungnade überliefert. Hier dürfte es am Platze sein, einen kleinen geschichtlichen Rückblick einzuflechten. Berlin zählte im Jahre 1640 an 10 000 Einwohner und beim Tode Friedrichs des Großen 1786 war die Einwohnerzahl auf 150 000 angewachsen. Obgleich nun dieses Anwachsen zeitweilig sehr schnell vor sich ging, so ist doch niemals Wohnungsnoth oder unangemessene Steigerung der Miethpreise eingetreten. Die Regierung hielt auf Uebung einer umsichtigen, nur das Gemeinwohl im Auge behaltenden Baupolitik. Friedrich II., als Theoretiker und Praktiker gleich groß, erkannte die außerordentliche Bedeutung guter und billiger Wohnungsverhältnisse für das Staatswohl sehr genau. Daß die Rücksicht auf Unterbringung seiner Soldaten vielleicht den Angelpunkt für die Einleitung jener gesunden Baupolitik abgegeben hat, wie es ja behauptet wird, kann das Verdienst nicht schmälern, da ja doch das Gemeinwohl durch diese vernünftige Behandlung der Wohnungsfrage ganz ungemein gefördert wurde. Diese Sorge faßte die Staatsgewalt, zum Unterschied von heute, durchaus als eine ihrer wichtigsten Aufgaben auf; sie war sich vollkommen bewußt, daß ihre kraftvolle äußere Politik ihren festesten Rückhalt nur in einer umsichtigen und praktischen Social- und Wirthschaftspolitik finden könne. Der Staat hielt mit unerbittlicher Strenge auf seine volle Souveränität in social- und wirthschaftspolitischer Hinsicht, während sich die Staaten von heute kaum noch der Vergewaltigungen der Privatspeculation und des internationalen Großcapitals erwehren können. Die Speculation wirft sich mit besonderer Wucht auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse des Volkes; denn das unerbittliche „Muß“, unter dem jeder Mensch in Bezug auf des Leibes Nothdurft nun einmal steht, ist den modernen Wegelagerern die sicherste Gewähr für eine reiche Beute. Erst dann, wenn wir uns die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse unserer Tage, unsere beinahe sklavenhafte Abhängigkeit von den Machenschaften des speculirenden Großcapitals vollkommen klar machen, erkennen wir die wichtigsten Ursachen der Wohnungsnoth, die sich in den Großstädten als eines der schlimmsten Uebel unserer Zeit darstellt — als ein Monument nicht gerade zu unserer Zeiten Ehre.

Rusticus.

Die neuen deutschen Agrarzölle.

A Wien, 23. Juli.

Die neuliche Zusammenkunft des österreichischen Ministerpräsidenten mit seinem ungarischen Collegen hatte vornehmlich die Bestimmung des Termins für die gemeinsamen Berathungen des neuen autonomen Zolltarifs zum Gegenstande. Diesbezüglich bestand insofern eine Meinungsverschiedenheit, als man seitens Oesterreichs in die meritorische Berathung des Tarifentwurfs sofort einzugehen gewillt war, während man ungarischerseits die Verhandlungen wohl formal zu eröffnen sich bereit zeigte, die meritorische Berathung jedoch bis zum Bekanntwerden des deutschen Tarifs verschieben wollte. Durch die inzwischen erfolgten Publicationen im „Stuttgarter Beobachter“ ist diese Differenz beseitigt worden. Die handelspolitische Tendenz der deutschen Reichsregierung liegt nun klar zu Tage. Man weiß, wessen man sich hier zu versehen hat. Der Eindruck — das zeigen die maßgebenden Preßstimmen dies- und jenseits der Leitha — war geradezu consternirend. Wenn man in der volksfreundlichen deutschen Presse die beabsichtigten enormen Erhöhungen des deutschen Tarifs vom Standpunkte der großen Masse der Consumenten, deren Lebenshaltung dadurch erheblich vertheuert würde, energisch zurückweist, so beurtheilt man hierzulande naturgemäß die neuen Positionen vom Standpunkte des österreichisch-ungarischen Exports nach Deutschland.

Der Handelsverkehr zwischen unserer Monarchie und dem Deutschen Reiche war bis jetzt auf Grund der December-Verträge ein sehr reger. Wir haben im Jahre 1900 aus Deutschland um rund 640 Millionen Kronen Waaren eingeführt und um 940 Millionen Kronen Waaren dahin ausgeführt. In unserer Ausfuhr nach Deutschland spielen agrarische Artikel eine sehr erhebliche Rolle. Darunter kommt jedoch weder Weizen noch Roggen sonderlich in Betracht. Einmal, weil unsere Ernteergebnisse schon seit einer Reihe von Jahren nur als schwache Mittelernten zu bezeichnen sind und demnach der Ueberschuß unserer Production in den genannten Artikeln über den Innenbedarf kaum in die Waagschale fällt, und dann, weil sich auch bei uns der eigene Consum an den besseren Brodfrüchten gesteigert hat und zum Exporte kein erhebliches Quantum zur Disposition bleibt. Dagegen spielen Gerste, Vieh, Fleisch und thierische Producte bei unserer Ausfuhr nach Deutschland eine große Rolle. Nun soll der Zoll für Gerste um die Hälfte des bisherigen Zolles, der für Rindvieh um 16, beziehungsweise 10 Mk. per Stück, für Fleisch um 15, beziehungsweise 18 Mk. per Metercentner, für Butter um 14 Mk. per Metercentner, für Eier um 4 Mk. per Metercentner usw. gesteigert werden. Das sind Zollerhöhungen, die jedenfalls großen Einfluß auf die Ausfuhrverhältnisse üben müssen. Selbst wenn unter diesen agrarischen Artikeln solche sein mögen, die — wie zum Beispiel Mastvieh — sogenannte „Muß-Artikel“ für die deutsche Einfuhr bilden, weil sie im eigenen Lande in einem dem Bedarfe entsprechenden Maße nicht producirt werden, so muß doch die große Zollerhöhung und damit die Vertheuerung der Nahrungsmittel eine Verminderung der Einfuhr zur Folge haben, entweder indem der Consum überhaupt eingeschränkt wird oder, wie zum Beispiel bei Butter — Zollerhöhung von 16 auf 30 Mk.! — ein Surrogat dafür immer mehr in Gebrauch kommt.

Allein die neuen Zollsätze sprechen auch sonst eine Sprache, die, abgesehen von der ziffermäßigen Erhöhung der Positionen, hier unangenehm berühren muß. Die neuen Zollsätze zeigen die Tendenz, Oesterreich-Ungarn härter zu treffen als Rußland. Wenn z. B. für Kühe, deren wir im vorigen Jahre ein Quantum im Werthe von rund 14 Millionen Kronen nach Deutschland exportirten, der Zollsatz von 9 auf 25 Mk. gesteigert, für Geflügel, das wir im Jahre 1900 im Werthe von 20 Millionen Kronen nach Deutschland sandten, der Zollsatz von 0 auf 7 Mk. festgesetzt wird, während es bisher zollfrei einging, für Eier (Ausfuhrwerth 80 Millionen Kronen) der Zollsatz von 2 auf 6 Mk., also gleich auf das Dreifache, für Butter (rund 10 Millionen Kronen) der Zoll von 16 auf 30 Mk., also fast um 100 Procent, erhöht wird, so sind dies Steigerungen, die wesentlich höher sind, als die der Zollsätze auf jene Cerealien, die aus Rußland provenirten. Man muß sich fragen, warum denn die Handelsbeziehungen gerade zu jenem Staate so übermäßig erschwert werden sollen, mit dem doch ein so intimes politisches Bündniß besteht. Manche der geplanten Zollsätze tragen ja geradezu einen prohibitiven Charakter an sich und sind durchaus geeignet, die Handelsverbindung nicht nur zu stören, sondern sogar zu unterbrechen! Nach den Ankündigungen von officieller deutscher Seite war man hier auf eine mäßige Erhöhung einzelner Positionen für agrarische Artikel wohl gefaßt. Daß jedoch die deutsche Reichsregierung vor den dortigen agrarischen Prätensionen vollends capituliren würde, darauf war man nicht vorbereitet.

Politische Uebersicht.

* Dresden, 24. Juli.

Die französischen Generalrathswahlen.

In den romanischen Ländern wird die Ausübung des activen Wahlrechtes ganz wesentlich dadurch unterstützt, daß die politischen Wahlen regelmäßig auf einen Sonntag angesetzt werden. Eine Störung im Berufe und Geschäfte, namentlich aber für den Arbeiter ein pecuniärer Verlust ist also damit nicht verbunden. Wir bedauern, daß in Deutschland einer gleichen Uebung falsche Begriffe von der Sonntagsheiligung entgegenstehen. Diesen kurzen Stoßseufzer vermögen wir angesichts der telegraphischen Meldungen über den Ausfall der Generalrathswahlen in Frankreich nicht zu unterdrücken. Denn auch diese Wahlen haben an einem der eben vergangenen Sonntage stattgefunden. Ihr actuelles politisches Interesse liegt im Uebrigen darin, daß sie zeigen sollten, ob und bis zu welchem Grade die Be-

Kleine Anzeigen als Stellen-, Wohnungs-, Geld-, Kauf-, Verkauf-, Familien-Inserate, haben in der gelesensten Tageszeitung Sachsens, den „Neuesten Nachrichten“, Dresden, Grossen Erfolg.

Bayreuther Briefe.

II.

(Nachdruck verboten.)

Dienstag den 23. Juli Mittags.

Mit dem „Fliegenden Holländer“ haben gestern Abend die diesmaligen Festspiel-Aufführungen begonnen. Das Jugendwerk Richard Wagners, das ja überall schon die Kralle des Löwen zeigt, ist zum überhaupt ersten Male in Bayreuth aufgeführt worden. Außer dem „Rienzi“ sind nun sämmtliche Werke des Meisters dem Bayreuther Repertoire einverleibt worden. Es konnten Bedenken erhoben werden, wie das nunmehr 60 Jahre alte Opus sich im Bayreuther Rahmen ausnehmen würde. War es doch unter ganz veränderten Voraussetzungen, als die Festspielbühne sie bietet, geschrieben. Aber der Versuch ist glänzend gelungen. Die Aufführung kam einer der höchsten Vollendung nahe und bot deshalb eine Fülle des Ueberraschenden. Frau Cosima Wagner ist auf den Einfall gekommen, den „Holländer“ ohne Pausen zu geben. Auch dieses Experiment schlug gut aus. Die unmittelbare Aufeinanderfolge der drei Acte wirkte außerordentlich stimmungsvoll und es ist zu erwarten, daß das Bayreuther Beispiel hier und da von ständigen Opernbühnen nachgeahmt wird. Es wird sehr viel darüber hin und her gestritten werden, ob die Zusammenziehung der drei Scenen zu einem Act im Sinne Wagners selbst gewesen ist. Technisch ließ sie sich ungemein leicht vollziehen. Der erste Act schließt genau so, wie der zweite beginnt, und der dritte fängt wieder so an, wie der zweite geendet. Die Orchestersätze brauchten also nur mit einander verbunden zu werden. So gab es eine fortlaufende Zwischenmusik, während der sich der Scenenwechsel schnell vollziehen konnte. Wagner selbst hat sich nie eine pausenlose Aufführung direct befürwortet. Nur an einer Stelle seiner Schriften macht er die Bemerkung, er habe „die Oper, einen gültigen Opernabend kaum ausfüllende Musik einst zur Aufführung in einem einzigen Acte bestimmt“. Den Text hat er aber in drei Acten geschrieben, auch die Partitur in drei Acte eingetheilt, auch spricht er in seinen gesammelten Schriften mehrfach von der Acteintheilung. Aber auf die oben citirte Bemerkung hat man in Bayreuth offenbar Bezug genommen. Wie zugegeben werden muß, nicht zum Schaden des Werkes und seiner Gesammtwirkung. Wer die gestrige Aufführung gehört hat, muß sogar sagen, es ist wunderbar, daß bisher noch Niemand auf den Gedanken der Zusammenziehung gekommen ist, namentlich die beiden letzten Acte schließen sich zeitlich und inhaltlich unmittelbar einander an. Immerhin kann erwidert werden, daß Wagner selbst genug Holländer-Aufführungen erlebt hat und selbst nie den Wunsch nach Zusammenziehung geäußert hat. Die Aufführung dauerte genau zwei Stunden und 25 Minuten. Es wird dem Hörer also keine längere Ausdauer zugemuthet, als beim „Rheingold“. Sitzt Herr Mottl nicht am Dirigentenpult — er ist bekanntlich ein Freund des langsamen Tempi — so lassen sich vielleicht noch einige Minuten sparen.

Frau Cosima ist an die Aufführung des „Holländers“ mit besonders liebevoller Sorgfalt herangegangen. Ueberhaupt hat es den Anschein, als wenn gewisse Vorgänge belebend und erfrischend auf Bayreuth eingewirkt hätten. Das alte Wort: „Concurrenz schadet nie“ scheint sich hier wieder einmal bewahrheiten zu wollen. Man hat wirklich die besten vorhandenen Kräfte in den Dienst der diesjährigen Festspiele gestellt, von allen Experimenten, die sich noch vor 2 Jahren in der Heranziehung von Concertsängern zu den „Parsifal“- und „Meistersinger“-Aufführungen als so unheilvoll erwiesen, Abstand genommen und auch die beinahe traditionell gewordenen sogenannten eigenartigen Auffassungen, die dann immer sehr unliebsam und merkwürdig berührten, ganz beiseite gelassen. Die Festspielleitung hat sich in den Geist des „Holländers“ angelegentlich vertieft und keine Mühe gescheut, ihn stilistisch wie namentlich scenisch vollendet herauszubringen. Nach beiden Richtungen ist ein großer Erfolg erzielt worden. Wäre nicht doch ein Besetzungsfehler vorgekommen, es wäre wirklich nichts auszusetzen. Schade, daß man Herrn Burgstaller den Erik anvertraut hatte. Dieser aus der Bayreuther Stilbildungsschule hervorgegangene Sänger störte direct die sonst so prächtige Einheitlichkeit des Gesanges. Herr Burgstaller kann den Erik nicht singen, er kann ihn auch nicht darstellen. Die Rolle ist sicher eine der schwierigsten, aber es giebt doch Dutzende von Sängern, die ihr, wenn sie sie auch nicht erschöpfen, doch gerecht werden. Herr Burgstaller versagte. Er wußte mit dem Gemisch aus Naturburschen- und Heldenthum gar nichts anzufangen. Sein Benehmen auf der Scene war geradezu grotesk. Dabei mißhandelte er die lyrischen Stellen der Partie arg. Durch sein übertriebenes Skandiren, das er bei Herrn Kniese in der sogenannten Stilbildungsschule gelernt hat, wurden die beiden Cavatinen um all ihren Reiz gebracht. Es ist ein glücklicher Zufall, daß die Rolle des Erik nicht so dominirend hervortritt, dieser Erik hätte sonst die ganze Aufführung gefährden können.

Hiermit ist aber auch der Tadel erschöpft. Herr Hadkamp als Daland und Herr Vetter als Steuermann boten tüchtige Leistungen. Ganz prachtvoll war die Mary der Frau Schumann-Heink. Ihr derber Humor kam der Figur gar sehr zu statten, sie erfüllte die kleine Rolle mit lebensvoller Beweglichkeit und gesundestem Naturalismus. Die Hauptehren des Abends gebühren aber Herrn van Rooy und Frl. Destinn. Herr van Rooy faßte den Holländer stark lyrisch auf, in seiner Art war er aber vollendet. Seine immense Gesangskunst strahlte wieder einmal im herrlichsten Licht. Wie er die Töne band, den Athem einhüllte, den Vortrag ciselirte, das war unübertrefflich. Die hochdramatischen Stellen kamen dabei keineswegs zu kurz, das Spiel war tiefdurchdacht, seine Gesten waren immer formschön und edel, und an der Berliner Sängerin Frl. Destinn hat er eine würdige Partnerin. Die beiden Stimmen gingen wunderbar zusammen. Frl. Destinn ist ebenfalls eine geschmackvolle Sängerin. Sie besitzt zudem hohe Intelligenz, ohne die der Charakter der Senta nicht ausgeschöpft werden kann. Das hypnotische, naiv Wahnsinnige — wie es Wagner gewollt hat — wußte sie zum Ausdruck zu bringen. Die junge Künstlerin, die an der Berliner Hofoper bisher die ihr gebührende Stellung noch nicht einnimmt, hat mit ihrem gestrigen Erfolg sicher einen großen Schritt in ihrer Carrière vorwärts gethan. Ihrer großen Aufregung muß man es zuschreiben, daß sie fast zuletzt noch einen Gedächtnißfehler erlitt, der eine kleine Schwankung ins Ensemble brachte. Ganz unnöthig war ihre Ankündigung, daß sie nicht ganz gut disponirt sei, denn die Stimme klang wunderschön und ohne Tadel. Ein besonderes Lob verdienen die Chöre, sowohl rein stimmlich, wie was ihre Regie anlangt. Solche Stimmschönheit, solche Klangfülle war selten beisammen. Weibliche wie männliche Chöre wetteiferten in Bezug auf Präcision. Die Regie hatte in die Massen ein Leben gebracht, das wirklich überraschend wirkte. Der Spinnerinnen-Chor, noch mehr aber der Chor nach der Nachricht von der Ankunft des Schiffes waren überaus reizvoll in der lebendigen Darstellung. Prachtvoll ausgearbeitet war der Chor der Matrosen, „Steuermann her zu uns“, der, wie es allein richtig ist, auf dem Bord des Dalandischen Schiffes gesungen und getanzt wurde. Von mächtigstem Eindruck war der Chor der schwarzen Gesellen auf dem Holländerschiff.

Wahre Wunderwerke bot die Inscenirung. Die Decoration der Spinnstube mit dem lebensgroßen Bilde des Holländers in ganzer Figur und den alten Karten war ein Meisterstück intimer Decorationsmalerei. Die beiden Schiffe, die See, die Wolkenzüge und ihre Beleuchtung, das Alles wirkte ungemein echt und sinnestäuschend. Ein unheimlicher grausig-schöner scenischer Zauber begleitete aber den Chor auf dem Gespensterschiff. Ein dunkles Gewölk senkte sich vom Himmel herab, als die schwarzen Matrosen an Bord erschienen. Die ganze See war auf einmal in Nacht gehüllt. Auf dem Holländerschiff brannte nur eine grünlich-weiße Fackel, die die Gesichter der Mannschaft geisterhaft bleich erscheinen ließ. Plötzlich zuckten oben an den Masten bläuliche Blitze auf, und ganz allmälig ging das schwarze Dunkel in purpurne feurige Lohe über. Mit dem letzten Tact des Chores und dem Verschwinden der schwarzen Gesellen war auch der ganze Spuk verflogen.

Das verdeckte Orchester spielte unter Mottl hinreißend und klangberauschend. Die langsamen Tempi kamen dem Erlösungsmotiv und überhaupt den lyrischen Stellen sehr zu Gute. Die Schalldecke dämpfte die Instrumente und ließ die Stimmen der Sänger umsomehr hervortreten. In der Ouvertüre war diese Dämpfung vielleicht nicht ganz angebracht. Die Fortissimostellen der Blechbläser hatte gewiß manch Einer etwas stärker und freier gehört.

Das Publikum brach am Schluß der Vorstellung in begeisterten Beifall aus. Es dauerte lange Minuten, ehe die letzten Enthusiasten den Zuschauerraum verlassen hatten.

H. G.

* * *

Ueber die gestrige „Parsifal“-Aufführung geht uns folgendes Telegramm zu:

Bayreuth, 24. Juli. (Privat.) Gestern wurde „Parsifal“ gegeben. Die Wirkung war von Act zu Act steigend. Die Aufführung wurde mit starkem Beifall aufgenommen. Das Schlußbild mußte zweimal gezeigt werden.

http://digital.slub-dresden.de/id490221629-19010725/1
SLUB Wir führen Wissen.